

**Zukunftsforum Ländliche Entwicklung  
Fachforum 4: Zukunftschance für den ländlichen Raum:  
Das Sorgende Dorf in der digitalen Welt**

**Grüne Woche/ City Cube**

**Grußwort Maria Loheide  
Vorstand Sozialpolitik**

**23.01.2019, 13:35 Uhr**

- Es gilt das gesprochene Wort -

Sehr geehrte Damen und Herren,

liebe Besucherinnen und Besucher der „Grünen Woche“,

Es ist in den letzten Jahren viel von „Heimat“ die Rede und von „Identität“ – oder auch der Suche danach. Es gibt eine Sehnsucht danach, zu wissen, wohin man gehört, was einen ausmacht, worauf man sich verlassen kann.

Das Gefühl von Identität: Es ist das Wissen um Zugehörigkeit. „Zu Hause zu sein“, so etwas wie „Heimat“ haben: Es entsteht und wächst durch Vertrauen.

Zuhause bin ich dort, wo mich andere kennen. Wo ich mich einbringen kann mit meinen Fragen, Ideen und meinen Zweifeln. Wo ich Sorge für andere tragen und mich engagieren kann. Und wo ich mich darauf verlassen kann, dass ich nicht allein gelassen werde, wenn ich selbst Unterstützung brauche.

Identität und Heimat: Das ist ein Netzwerk. Das ist Solidarität. Das ist das gemeinsame Leben mit anderen.

Wenn solche Netzwerke verloren gehen, wenn das Vertrauen in die eigene Zukunft an einem konkreten Ort verschwindet, dann verlieren Menschen Heimat und Identität. Erst innerlich – aber dann oft auch äußerlich.

Mehr als die Hälfte der Menschen in Deutschland lebt in ländlichen Räumen: in kleineren Städten und Gemeinden oder auf dem Dorf.

Die meisten von ihnen leben dort gern: Sie würden das Leben mit ihren Nachbarn und umgeben von der Natur niemals eintauschen wollen gegen die Hektik und Anonymität der Großstadt.

Und doch passiert seit Jahren genau das: Immer mehr Menschen verlassen ihre Dörfer und Gemeinden und ziehen fort. Ganze Landstriche leeren sich – weil Menschen dort keine Zukunft mehr für sich sehen. Sie gehen, obwohl sie doch eigentlich bleiben wollen.

Das hat Gründe, die man sich aus der Perspektive einer großen Stadt wie hier in Berlin mitunter gar nicht so richtig vorstellen kann.

Da macht die Postfiliale zu. Der nächste größere Supermarkt, die Sparkasse und der Bankautomat sind erst in der nächsten Ortschaften zu finden. Zur Zahnärztin ist der Weg noch viel weiter. Der Bus orientiert sich an den Schulzeiten, ansonsten aber ist man auf ein Auto angewiesen. Für einen älteren Menschen, der sich nicht mehr gut fortbewegen kann, ist der Einkauf und oft schon der Besuch bei den Freund\*innen kaum noch drin. Der freiwilligen Feuerwehr geht der Nachwuchs aus. Denn die Jungen gehen weg, vor allem die gut Ausgebildeten, die, die oft für den Zusammenhalt, die Vernetzung untereinander, das Engagement gesorgt haben.

Zurück bleibt ein Dorf, dessen Herz Stück für Stück verloren geht. In dem die Infrastruktur bröckelt, und in dem die sozialen Räume der Kommunikation, der Nachbarschaft und des Engagements verschwinden.

Von der „Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse“, wie sie das Grundgesetz fordert, sind wir weit entfernt. Stattdessen erleben wir große regionale Disparitäten mit gravierenden Auswirkungen auf die konkrete Lebenswirklichkeit von Menschen und auf ihren Alltag.

Aber eben auch mit Auswirkung auf ihr Empfinden von Gerechtigkeit, von Wertschätzung und von politischer und sozialer Teilhabe.

Und deshalb hat sich die Diakonie Deutschland – gemeinsam auch mit der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) – das Thema der Ländlichen Räume schon seit ein paar Jahren zu einem wichtigen Schwerpunkt gemacht.

Als Träger kennen wir die Lebenswirklichkeit der Menschen und ihr soziales Umfeld. Die Diakonie will mit ihren Diensten und Einrichtungen schließlich dort sein, wo Menschen Unterstützung, Begleitung und Hilfe brauchen: in der Nachbarschaft, auch und gerade im ländlichen Raum.

Grundlegend für uns ist: Wir wollen vor Ort dabei unterstützen, dass alle Menschen im jeweils individuellen Rahmen selbstbestimmt leben und an der Gemeinschaft teilhaben können.

Dabei geht es um weit mehr als um „Mängelverwaltung“. Was wir brauchen – und was wir auch vor Ort immer wieder erleben – ist die Fähigkeit, neue Zugänge und Perspektiven zu entwickeln, - kreativ und gemeinsam mit anderen.

Oft ist mehr möglich, als man anfangs gedacht hat, und es bieten sich überraschende neue Perspektiven: Sozialräumlich zu denken, übergreifend, über Grenzen hinweg, statt den Blick ausschließlich auf die eigene Institution zu verengen, die Aktivierung von Bürgerinnen und Bürgern aus unterschiedlichen Milieus und Lebenswelten, das Knüpfen von Netzwerken stehen im Mittelpunkt.

Man sucht nach Kooperationen und tut sich zusammen: zum Beispiel mit dem Selbsthilfeverein, mit lokalen Kaufleuten, mit Gemeindeämtern, dem Jugendclub, der Kirchengemeinde, den Landfrauen, mit Schulen und Kita-Einrichtungen... Man nutzt beispielsweise gemeinsam Räumlichkeiten und Grünflächen und teilt Ressourcen miteinander.

Vor allem aber entsteht ein „Schub“ an Kreativität, wenn Menschen mit ganz unterschiedlichen Erfahrungen und Sichtweisen sich im Sozialraum austauschen und miteinander arbeiten.

Diakonie (und Kirche) sind Teil der Zivilgesellschaft - im Hauptamt, aber auch ganz besonders mit zahlreichen ehrenamtlich Engagierten. Über Selbsthilfegruppen. Den Chor. Über Vertreter\*innen in den Gemeinde- und kommunalen Strukturen usw. Diakonie und Kirche haben die Möglichkeit, relevante Gruppen und Schlüsselpersonen zu identifizieren und zusammenzubringen.

Wir sind davon überzeugt: Die Menschen selbst sind Expertinnen und Experten ihres Alltags. Es geht um die Orientierung an ihrem Willen, für den sie sich einsetzen, um ihre Beteiligung - nicht über sie hinweg.

Menschen erhalten ihre Würde durch das, was sie selbst tun und gestalten, nicht durch das, was für sie getan wird.

Das heißt: Wir haben als Diakonie nicht das eine Rezept oder das geniale Konzept in der Tasche, das für alle gleich ist und immer funktioniert. Jeder Ort, jede Gemeinde, jedes Dorf hat andere Ressourcen und Potenziale, auch andere Herausforderungen, und die Menschen haben andere Ziele und Bedürfnisse.

Es geht also darum, Orte und Möglichkeiten der Kommunikation zu schaffen, um miteinander ins Gespräch zu kommen, gemeinsam zu planen, Nachbarschaft und die Gemeinschaft zu gestalten.

Ich bin überzeugt, dass dieser sozialräumliche, lokal, sehr konkrete Ansatz unter Einbeziehung der verschiedensten Akteure gerade auch beim Thema Alter und Pflege im ländlichen Raum in Zukunft immer wichtiger wird.

Im Rahmen unseres Schwerpunktthemas „Wir sind Nachbarn. Alle“ haben wir uns von 2015-2017 insbesondere mit den Gelingensfaktoren der „Sorgenden Gemeinschaft“ befasst. Auch im Projekt „Alt werden im Ländlichen Raum“ hat sich die Diakonie seit 2014 über drei Jahre hinweg vor Ort und mit Partnern aus Wissenschaft und Forschung mit entsprechenden Konzepten und der konkreten Praxis auseinandergesetzt.

Die „Sorgende Gemeinschaft“ – oder auch „Caring Community“ – springt zum Beispiel ein, wenn Familien sich nicht mehr so wie früher um ältere Angehörige kümmern können. Menschen aus der Zivilgesellschaft werden ermutigt und auch befähigt, eigenverantwortlich tätig zu sein, sich zu engagieren. Sie übernehmen Sorgeleistungen für andere - Sorgeleistungen, die der Staat oder soziale Dienste nicht oder nicht mehr in diesem Umfang wie bisher übernehmen können.

Kritiker sehen darin die Gefahr – und sicher nicht völlig zu Unrecht – , dass sich der Staat aus der Verantwortung stehle und dass bürgerschaftliches und soziales Engagement zum Lückenbüßer wird.

Dennoch: Ich glaube, es spricht vieles dafür, Modelle der „Sorgenden Gemeinschaft“ weiter zu entwickeln und zu etablieren. Denn das erfolgreiche Zusammenspiel von Nachbarinnen und Nachbarn, von Ehrenamtlichen zusammen mit professionellen Dienstleister\*Innen, staatlichen Institutionen und anderen Akteuren der Zivilgesellschaft ermöglicht nicht nur die Sorge und Versorgung von Menschen, die Unterstützung benötigen.

Im besten Fall verschafft es Bürgerinnen und Bürgern auch andere Spielräume für die aktive Mitgestaltung und für politisches Engagement. „Sorgende Gemeinschaften“ verbinden Menschen und binden sie wiederum stärker an ihre Gemeinde und Kommune. Sie ermöglichen mehr ambulante Versorgung in vertrauter Umgebung, sie entlasten Kernfamilien und tragen zur gestärkten Verantwortung von Nachbarschaft und Gemeinde bei. „Sorgende Gemeinschaften“ setzen damit auch auf eine politische Aufwertung und stärkere Eigenständigkeit von Gemeinden und Kommunen Das alles braucht dabei nicht weniger staatliches oder politisches Engagement. Im Gegenteil. Es braucht aber eine neue Ausrichtung.

Erfolgreiche „Sorgende Gemeinschaften“ und engagierte Kommunen gibt es nur da, wo überhaupt noch Infrastruktur vorhanden ist. Es braucht darüber hinaus (hauptamtliche) Menschen die vernetzt sind und motivieren können. Es braucht bei allen Beteiligten die Bereitschaft, aufeinander zuzugehen, sich zuzuhören und zu lernen.

Es braucht auch ein anderes Selbstverständnis zum Beispiel in Behörden und Verwaltungen: Mehr Offenheit, mehr Bereitschaft, Initiativen und Aktivitäten von Bürgerinnen und Bürgern zuzulassen und zu unterstützen.

Es bedeutet auch, politisch Rahmenbedingungen zu schaffen, die solche Modelle überhaupt ermöglichen. Dazu gehört, Verantwortlichkeiten klar zu klären und Ehrenamtliche auf professionelle Weise zu unterstützen, zu fördern und zu begleiten.

Neue Wege und Chancen kann auch die Digitalisierung schaffen. Die Digitalisierung verändert alle Lebensbereiche. Im Bereich der Kommunikation, aber z.B. auch in der Pflege und im Bereich der Gesundheit haben sich bereits viele Arbeitsprozesse und Tätigkeitsbereiche „digitalisiert“.

Die Studie des Projekts „Digital im Alter“ der „Stiftung Digitale Chancen“ zusammen mit der Telefonica Deutschland hat gezeigt, wie Menschen im Alter das Internet nutzen. Entgegen der landläufigen Annahme, dass Internet führe automatisch zu Vereinsamung, erleben diese Seniorinnen und Senioren es als Bereicherung für ihr Leben und als Möglichkeit, mit anderen in Kontakt zu bleiben. Die Studie beschreibt außerdem, wie der Zugang zum Web ihnen dabei eine große Hilfe zu bleibender Selbständigkeit ist: Indem sie zum Beispiel online einkaufen oder sich über Busfahrpläne oder Veranstaltungen in der Nachbarschaft informieren können.

Der Umgang mit Social Media kann ungeheuer gewinnbringend sein für bürgerschaftliches Engagement. Und wir tun gut daran, das Potenzial und die Dynamik solcher Plattformen für die Interaktion, Vernetzung und Selbstorganisation in Nachbarschaften wahrzunehmen.

Die Diakonie Deutschland kooperiert zum Beispiel mit dem jungen Start-up „nebenan.de.“. „nebenan.de“ hat ein Online-Netzwerk ins Leben gerufen, das zum Ziel hat, die Menschen in der Nachbarschaft in Kontakt zu bringen. Erst online, dann offline - und ganz lebendig.

Nebenan.de verbindet also Menschen miteinander, die vorher nicht oder kaum voneinander wussten, obwohl sie Nachbarn sind. Die Plattform bietet ihnen eine zusätzliche Möglichkeit, sich im analogen Leben zu begegnen und zu organisieren. Was auf diese Weise in Nachbarschaften in Gang gesetzt wird, ist beachtlich, denn es geht um mehr als das gelegentliche Ausleihen von Bohrmaschinen oder des fehlenden Mehls zu Backen.

Da organisiert jemand beispielsweise *Food Sharing*, sorgt also dafür, dass übrig gebliebene Lebensmittel aus dem Supermarkt nebenan nicht im Mülleimer landen, sondern bei den Nachbarn. Es gibt Nachbarschafts-Chöre und Lesezirkel, andere verabreden sich zum Gärtnern oder helfen sich als Babysitter aus, unterstützen ältere Nachbarinnen bei Einkauf oder Arztbesuch.

Wir glauben, dass sich Diakonie und „nebenan.de“ gegenseitig bereichern und einander wertvolle strategische Partner sein können.

2018 hat „nebenan.de“ zum zweiten Mal den „Deutschen Nachbarschaftspreis“ ausgelobt. Die Diakonie Deutschland unterstützt - mit vielen weiteren Partnern - diesen Preis für engagierte Nachbarschaftsprojekte. Ich war von den vielen spannenden Projekten sehr beeindruckt.

Als Jurymitglied habe ich den zweiten Preis dem „Demokratiebahnhof“ in Anklam in Mecklenburg-Vorpommern überreicht. Dieses Projekt ist ein ganz besonderes Beispiel dafür, wie sich ein Jugend- und Kulturprojekt im ländlichen Raum für die Zivilgesellschaft - für jung und alt - einsetzt – und damit andere Menschen dazu bringt, sich für ein attraktives Miteinander und eine lebenswerte Gemeinschaft einzusetzen. Ich habe den Demokratiebahnhof im Sommer besucht. Dieses Projekt trägt dazu bei, den Menschen im Ort Vertrauen in die Zukunft und das Gefühl von Zugehörigkeit zu geben.

Mit nebenan.de wird die Diakonie Deutschland auch 2019 wieder bundesweit zu „Nachbarschaftsfesten“ zum „Tag des Nachbarn“ aufrufen. Auch damit setzen wir uns für eine offene und solidarische Gesellschaft ein, in der Teilhabe für alle möglich ist. Wir glauben, dass fröhliches Feiern und interessierte Begegnungen vielerorts ein Grundstein für das Wachsen von Gemeinschaft in Zukunft sein kann.

Und: Mit „nebenan.de“ wollen wir auch „raus aufs Land“. Derzeit finden Workshops mit Vertreterinnen und Vertretern der Diakonie aus ländlichen Regionen statt, um zu erfassen, welche Unterstützung sinnvoll und erwünscht ist.

Wir von der Diakonie halten das Land also nicht für eine sterbende Region. Sondern wir sehen - trotz aller Schwierigkeiten - ein große Potenziale für neue Wege und Weichen für die Zukunft.

Wenn es gelingt, Kommunen zu stärken, Ehrenamt zu fördern, für mehr bürgerschaftliches Selbstbewusstsein zu sorgen und Menschen in ihrer Selbstwirksamkeit zu unterstützen, dann entsteht eine große Gestaltungskraft auch für andere Bereiche der Gesellschaft.

Das alles ist eine unabdingbare Voraussetzung für eine starke Demokratie und eine lebendige Zivilgesellschaft. Das alles kann Vertrauen schaffen. Das Gefühl von Zugehörigkeit, von Identität, von Teilhabe. Von Heimat und Zuhause-Sein.